

Leo Karrer

Seelsorger und Seelsorgerinnen im Schmelztiegel vieler Herausforderungen

◆ Das Verständnis von Seelsorge und die damit verbundenen Rollenbilder haben sich in den vergangenen Jahrzehnten – zunehmend beschleunigt – fundamental verändert. Leo Karrer, Ordinarius für Pastoraltheologie an der Universität in Fribourg, umreißt die tatsächlich radikalen Umbrüche und diagnostiziert die Bedingungen, unter denen heute Menschen Seelsorge wahrnehmen. Mit Blick auf die darin grundgelegten Spannungen und Belastungen plädiert Karrer für das Erlernen einer „Pastoral des Säens, die sich nicht in ideale Kirchenbilder verkrampt, sondern der Hoffnung im Vertrauen auf die Botschaft Jesu dient“ (Redaktion)

Wenn die Aufgabe gestellt ist, eine „Diagnose des Seelsorgerseins heute zu skizzieren“, dann möchte man angesichts der Komplexität des Themas gleich die Feder weglegen. Kann man in Kurzform der Kostbarkeit und der Fragedynamik der heutigen Rolle von Seelsorgerinnen und Seelsorgern gerecht werden? Auch bei diesen Fragen liegt der Teufel im Detail. Aber im Detail liegt auch der Charme all dessen, was in diesem Bereich gleichsam emergiert und sich entfaltet, was wachsen und reifen will.

1. Elemente einer Diagnose: Rollen-Aspekte

Die früheren Berufsstände und ihre Berufsprofile waren klarer strukturiert. Ein Bauer war ein Bauer, der Apotheker war ein Apotheker und der Lehrer ein Lehrer. So war auch der Pfarrer ein Pfarrer. Es war eine pastorale Total-Rolle. Infolge gesellschaftlicher und kirchlicher Entwicklungen hat dieses einstmal so gefestigte Berufsbild seine frühere Eindeutigkeit ver-

loren. Manche Segmente des Pfarrerberufes haben sich zwar erhalten, aber die frühere Identität des Berufes ist vieldeutigen Konturen gewichen.

Zum ersten Mal seit Jahrhunderten hat der klassische Seelsorger, der Geistliche, in seinem ureigenen Berufsfeld Konkurrenz erhalten: Seelsorgehelferinnen beziehungsweise Gemeindereferenten, Pastoralreferenten/innen, Jugendarbeiter/innen sowie Sozialarbeiter/innen usw. Früher standen meist ritualisierte Funktionen in Latein im Mittelpunkt der seelsorglichen Handlungen, während heute situationsgerechtes Verhalten angesichts höchst widersprüchlicher Erwartungen gefordert ist. Im beruflichen Alltag sind nebst Basisqualifikationen Flexibilität und Mobilität verlangt. Das spezialisierte Wissen, das im beruflichen Alltag zur Anwendung kommt, hat zu einer Professionalisierung geführt, die auch die gesellschaftliche Verankerung und die Qualitätsanforderungen der pastoralen Berufe verändert und differenziert. Diese Berufe sind eine Kombination verschiedener Rollen und Rollenaus-

schnitte geworden. Ausbildungsmäßig ist man am staatlichen Bildungssystem orientiert, aber ebenso mit Blick auf den späteren pastoralen Dienst an der Kirche.

Als Lohnempfänger sind die sozialen und rechtlichen Vorgaben zu berücksichtigen. Für Verheiratete gelten die Regelwerke der Institution Ehe und der Familie. Als Seelsorger und als Seelsorgerin steht man in der Kirche auch als Institution mit ihren weltkirchlichen, diözesanen und pfarrlichen Bezugssystemen. Der Priester wird mit der zölibatären Lebensform identifiziert. Beim pastoralen Wirken sind sehr unterschiedliche Rollensegmente gegeben, je nachdem, ob sie sich auf Verkündigung, Erwachsenenbildung, Religionsunterricht, Gemeindekatechese, auf Gottesdienst und Sakramentenspendung sowie Beerdigungen, auf soziale Aufgaben in der Caritas, Selbsthilfegruppen, auf administrative Arbeiten, auf geistliche Impulse und Seelsorgegespräche, auf Gemeindeleitung und Teamarbeit usf. beziehen. Zudem hat der Beruf des Seelsorgers und der Seelsorgerin mit der persönlichen Integrität, mit Selbstverwirklichung und mit kommunikativer Fähigkeit, mit subjektiven Begabungen und Neigungen sowie mit der religiösen Orientierung der Person und ihrem Verhältnis zur konkreten Kirche zu tun.

Im Schmelziegel so vieler Aspekte und Blickwinkel verdichtet sich der Druck, die unverzichtbaren Bedingungen dafür zu benennen, welche die seelsorgliche(n) Rolle(n) lebbar machen. Die Berufsrollen auch des Seelsorgepersonals werden sich daran bewähren, ob sie psychologisch zumutbar, berufssoziologisch zuverlässig sowie theologisch fundiert und pastoral fruchtbar sind. Hilfreich dafür scheinen

nach wie vor die wesentlichen Rollennormen zu sein, die das Verhalten beziehungsweise die Verfügbarkeit für eine Rolle bestimmen. Diese Dimensionen beziehen sich auf die Situation, in der die Berufsrolle zum Zuge kommt, dann auf die Rollenträger/innen und an dritter Stelle auf die Institution, die die Rollen strukturiert. Damit sind verlässliche Aspekte für die Diagnosegewinnung gefunden.

2. Seelsorgliche Situation im Wandel

Die seelsorgliche Herausforderung hat sich radikaler geändert, als sich das Seelsorgerprofil oder gar die Kirchenordnung anpassen konnten. – Überliefert ist ein Pastoralschreiben des Passauer Bischofs Lamberg aus dem Jahre 1726: Wenn jemand aus Nachlässigkeit eines Seelsorgers ungetauft stirbt und wenn die Nottaufe ungültig ist, dann „überweisen wir einen solchen dem fürchterlichen Tribunal des göttlichen Gerichts, angesichts dessen dieser jetzt schon bei sich erkennen kann, was er dem obersten Hirten der Seelen als leichtfertiger Verächter der göttlichen und unserer Anordnungen und als verabscheuungswürdiger Missachter seiner Schafe zu verantworten hat“.¹ In dieser Vorstellung von Seelsorge sind die Heilsgüter der Kirche gleichsam die Bedingungen und Garanten für das Heil und die Chance, „dem fürchterlichen Tribunal des göttlichen Gerichts“ zu entkommen. Zudem werden die Anordnungen des Bischofs mit den göttlichen Anordnungen auf die gleiche Ebene gehoben.

Dazu passte das Bild vom Laien. Im damals führenden Kirchenlexikon von

¹ Zit. bei P.M. Zulehner, Pastoraltheologie I: Fundamentalpastoral, Düsseldorf 1989, 165.

Wetzer und Welte wird man beim Stichwort *Laie*² auf „*s. Clerus*“ verwiesen. Die Laien „sind alle Christgläubigen, welche nicht zum Clerus gehören ... Der Cleriker ist berufen, im Dienste der Kirche tätig zu werden ... ein Laienpriesterthum kann im Ernste von Niemandem behauptet werden. Es ist ein Zeichen großer Geschmacklosigkeit und exegetischer Verirrung, aus 1 Petr 2,5,9 ... ein solches construieren zu wollen“³.

Das sind Hintergründe, die weit bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein die Praxis und Mentalität von Priestern und Gläubigen geprägt haben. Sie entsprachen auch manchen kulturellen Parallelen in der zeitgenössischen Gesellschaft.

Schon seit der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg öffnete sich ein solches kirchenrechtlich auf den Klerus fixiertes Kirchenbild. Es sei erinnert an die Liturgische Bewegung, das Laienapostolat sowie die Konzepte der Pfarrei als Familie, als missionarische Gemeinde oder als Verchristlichung des Milieus usw. Durch das Zweite Vatikanische Konzil gewann das Verständnis der Kirche weiterführende Impulse. Das Konzept von Seelsorge wird nicht zuerst von der binnengeschichtlichen Unterscheidung von Klerus und Laien abgeleitet, sondern auf das Verhältnis der Kirche zur Welt bezogen, zu den Menschen der heutigen Zeit und zu deren Fragen und Nöten. Kirchliches Handeln ist keine reine Klerikeraufgabe mehr, sondern wird zum Zeugnis aller auf der Basis von Taufe und Firmung sowie von persönlichen Charismen erweitert und vertieft. Kennzeichen ist die Verbindung von Mystik und Politik beziehungsweise die Einheit von Men-

schen- und Gottesliebe im Sinne von Mt 22,34–40. Unter der Hand wandelte sich auch die „Seelsorgetheorie“ beziehungsweise die landläufige Vorstellung, welche die Seelsorge exklusiv an die Hirten band, an die „pastores“. Denn nun ist Seelsorge nicht zuerst die Betreuung oder Belehrung durch Priester, auch keine pastorale Versorgung vieler Adressaten durch theologische oder pastorale Experten, sondern ein kommunikatives Geschehen zwischen Glaubenden, bei dem – mit den Augen des Glaubens gesehen – alle gleichwertige Söhne und Töchter sind.

Diese Bewusstseinsprozesse wurden zusehends von Änderungen in der kirchlichen Praxis begleitet und von den neuen sich bildenden Seelsorgerkategorien, die eingangs schon erwähnt worden sind. Parallel dazu beeinflussten gesellschaftliche Differenzierung und Individualisierung und damit Kirchen- beziehungsweise Pfarrdistanzierung und Priestermangel das kirchliche und gemeindliche Leben immer mehr. Es ergab sich eine Differenzierung des Pfarrlebens und der Gemeindeprofile nach innen und nach außen. Schon in den 1970er Jahren begannen die Diskussionen und Experimente mit den sogenannten Pfarrverbänden. Im Bistum Münster wurden damit die überpfarrliche Zusammenarbeit betont und die ersten Laientheologen im pastoralen Dienst strukturell verortet. Im Bistum Basel handelte es sich um eine territorial oder regional konzipierte pastorale Kooperation, wobei die einzelnen Pfarreien der primäre Ort des Einsatzes der neuen Seelsorgerkategorien blieben. Diese Tendenzen mündeten in den deutschsprachigen Ländern

² Wetzer und Welte's Kirchenlexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hülfswissenschaften 7 ('1891), 1323.

³ Art. „Clerus“, in: Wetzer und Welte's Kirchenlexikon 3 ('1884), 537–547.

in die Regionalisierung der pastoralen Räume unter dem Stichwort der kooperativen Pastoral. Dies signalisiert, dass die Herausforderung wahrgenommen wird. Konzeptionell kommt sie über Notstandsprogramme nicht hinaus, denn der Priester- beziehungsweise Pfarrermangel wird als Mangel im herkömmlichen Schema verwaltet, aber nicht konstruktiv gelöst. Dieses Problem verschärft sich durch die Tatsache, dass immer mehr auch größere Gemeinden ohne eigenen Priester am Ort auskommen müssen, wobei Diakone und sog. Laienseelsorger/innen faktisch die Gemeindeleitung übernehmen. Von ihren Aufgaben her müssten sie eigentlich geweiht werden.

Von der gesellschaftlichen und kirchlichen Situation her befinden sich die herkömmlichen Pfarreien im Umbruch, und zwar in einem sich beschleunigenden Tempo. Das gesellschaftliche Umfeld hat sich radikal verändert und bestimmt das Verhalten sowie die Einstellung der Menschen zur Kirche. Deren früheres Monopol für religiöse Orientierung ist einer weltanschaulichen Wettbewerbssituation gewichen. Zudem haben sich nicht nur die Gemeindemodelle verändert. Vielmehr ist das kirchliche Handeln auf viele Schultern verteilt. Die neuen Seelsorgerkategorien haben den vereinzelten Pfarrer von früher beerbt. All dies weist auf den Wandel im Seelsorgeverständnis selber hin. Die Option reifte von einer Betreuungspastoral zur mystagogischen Leib- und Seelsorge, die den ganzen Menschen in den Blick zu nehmen versucht. Die Konturen solcher Seelsorge als gegenseitiger Dienst sind zuhörende, einfühlsame und befreiende Begleitung und Weggemeinschaft. Dabei wird versucht, vom Leben, den Erfahrungen, Fragen, Sorgen und Freuden der Betroffenen auszugehen, damit sie sich als

Wege zur Gottesbegegnung erweisen können. Es geht ja um das unterscheidend Christliche als das entscheidend Menschliche in sehr unterschiedlichen Lebenssituationen.

3. Seelsorger und Seelsorgerin in Zeiten des Umbruchs und Wandels

Nicht nur die komplexe Vielschichtigkeit der seelsorglichen Berufsrolle wirkt sich aus, sondern ebenso auch die Befindlichkeit der Rollenträger/innen. Vom gesellschaftlichen Umfeld und innerkirchlichen Pluralismus bis hin zu polarisierten Lagerbildungen her entsteht für sie ein Rollen-Erwartungsdruck, der oft nur auszuhalten, aber nicht zu harmonisieren ist. Er ergibt sich aus dem Widerstreit der von der Kirche offiziell gesetzten Normen (zum Beispiel Pastoral mit geschiedenen Wiederverheirateten) und den unterschiedlichen Einstellungen der Leute, die die Seelsorger und Seelsorgerinnen nur mit entsprechendem Einfühlungsvermögen und Solidarität begleiten können. In vielen Bereichen trifft man auf gegensätzliche Welten, zum Beispiel zwischen den moraltheologischen Prinzipien der Kirche und den dazu querlaufenden Attitüden im gesellschaftlichen Umfeld (z. B. Umgang mit Geld und Eigentum). Auch die gewachsene Ökumene relativiert manche konfessionelle Tradition. Der kulturelle Kontakt mit nichtchristlichen Religionen führt vielfach zu einem Verschmelzen verschiedener religiöser Anteile, dem im seelsorglichen und katechetischen Alltag Rechnung zu tragen ist. Oft befindet man sich selber im Dissens zu kirchlichen Vorgaben wie zum Beispiel im Bereich der Partnerschaftsgestaltung und Sexualität.

Der frühere Allround-Service des Pfarrers war an vorgegebene Riten und an eine formal klar durchstrukturierte Kirchenordnung gebunden. Inzwischen ist die Nachfrage nach situationsgerechter Mobilität und nach elastischer Spontaneität bis zur Überforderung des Personals im Einzelnen gewachsen. Leicht wird darob übersehen, welche Freiräume der kirchliche Alltag für das unmittelbare Handeln und für Schwerpunktsetzungen auch wieder gewährt — nicht zuletzt im Vergleich zu den meisten anderen Berufsbranchen. Es soll hiermit auf das generelle Seelsorgerprofil hingewiesen werden, das mit seiner Vielfalt an Erwartungen und Herausforderungen die Betroffenen von innen her gleichsam in Besitz nimmt. „Überforderung“ wird vielfach signalisiert. Und wie oft werden gerade Geistlichen neue Rollen zugewiesen mit der verräterischen Formel „... unter Beibehaltung Ihrer bisherigen Aufgaben“.

Die gemeindliche Überlastung wird durch die räumliche Mobilität in einem Pfarrverband zusätzlich verstärkt. Fortbildung, Räte, Ausschüsse und Kommissionen erfordern gegenüber früher ein Mehr an Kompetenz, Mobilität und seelischer sowie körperlicher Kraft. Und je mehr sich die pastoralen Dienste spezifizieren, umso massiver wächst der Druck auf konzeptionelle Planung, Integration und organisatorische Kooperation. Daraus resultieren die Notwendigkeit von umfassender Information und Teammodellen. Gerade für die vielen Seelsorger und Seelsorgerinnen, die große Berufsfreude und eine sehr hohe Motivation mitbringen und die sich oft bis über die Grenzen ihrer Reserven hinaus erreichen lassen, ist es äußerst anstrengend, die seelsorge- und seelsorgerfeindlichen Auswirkungen auszuhalten, wenn sie sich in verwaltungstechnischen Aufgaben

und in „Sitzungskatholizismus“ ergehen müssen. – Solche Probleme sind deshalb in Erinnerung zu rufen, weil gerade die menschliche Erfüllung, die emotionale Entfaltung und das Anliegen, sich selbst sowie den Mitmenschen und Gott im eigenen Herzen eine Chance zu geben, Voraussetzungen dafür bilden, dass die Menschen die Begegnung mit den Seelsorgern und Seelsorgerinnen als menschlich bereichernd, als ermutigend und glaubenerweckend erleben können. Dies hängt nicht nur mit der Seelsorgerrolle und der pastoralen Ausgangslage allein, sondern ebenso mit der subjektiven Biografie, mit der Persönlichkeitsstruktur und entscheidend auch mit der gewählten oder in Kauf genommenen Lebensform zusammen.

Dabei werden wir an die Diskussion um den Zölibat erinnert. Nicht zu unterschlagen ist, dass die katholische Kirche im Blick auf das Zusammenspiel von verheirateten und freiwillig oder unfreiwillig unverheirateten Seelsorgern und Seelsorgerinnen erst wenig Erfahrung sammeln konnte. Bei ihrem eigenen Personal kommen nun kritische Herausforderungen der Pastoral auf sie zu, denen sie früher auf lehramtliche Distanz begegnen konnte (zum Beispiel Scheidung, Homosexualität). Es will somit gelernt sein, wie sich nicht nur der Zölibat, sondern auch Ehe und Familie mit den neuen Gestalten der pastoralen Dienste verbinden lassen. Menschlich und spirituell könnte allemal sehr viel gewonnen werden, wenn im Berufsalltag Zeit eingeräumt würde, um solchen Fragen und „Gehversuchen“ einen menschlich geschützten Raum zu gewähren. Auch für die Seelsorgerinnen und Seelsorger mit unterschiedlichen Lebensformen gilt: Kultur des Alleinseins beziehungsweise der Einsamkeit, Pflege von Beziehungen, Einüben in Nähe und Distanz

sowie Versöhnung mit unabgegoltenen Lebenserwartungen und Entfaltung der eigenen Begabungen. Zu erwähnen sind auch die Wachheit für eigene Schwächen und für die angstmachenden Abgründe sowie eine bewusst gestaltete Pflege des persönlichen Christseins.

Dabei sind Rollen- und Ichdistanz einzuüben, denn es geht um die Balance zwischen sich selber beziehungsweise der Treue zu sich und den oft wuchernden Herausforderungen in der pastoralen und kirchlichen Situation unter gesellschaftlichen Bedingungen. Rollendistanz meint den flexiblen und kreativen Umgang mit Rollenzumutungen, die einem grundsätzlichen Ja zum pastoralen Dienst und zur persönlichen Berufung entspricht, die aber gegen Überforderungen verantwortlich auch nein sagen kann. Seelsorge ist an ihrer Wurzel ein personales Kommunikationsgeschehen, das sich von Menschen auf Menschen hin ereignet. Dies muss dann nicht zur psychischen Überforderung werden, wenn man um die eigenen Grenzen wissen darf und feststellt, wann Überforderung von außen ihre giftige Wirkung aus einer inneren Selbstüberforderung (Über-Ich) nährt.

Angesichts der neuen Dienstprofile der kirchlichen Dienste und des Wandels im Erscheinungsbild der kirchlichen Gemeinden mit dem Mangel an Priestern und zunehmend an Seelsorgepersonal generell sind die zermürbenden Belastungen im „System“ nicht zu übersehen. Gemeint sind die kirchenrechtlichen Begrenzungen des pastoralen und liturgischen Handelns infolge Zölibat und Ausschluss der Frauen von der Ordination. Darin liegen im Einzelfall nicht nur berufshinderliche Einenngungen, sondern Ursachen für Kränkungen und die Gefahr, die Labilität des Berufsbildes dauernd abzureagieren.

Leicht wird dann übersehen, welche Freude und menschliche Bereicherung in der Berufung zum Seelsorger und zur Seelsorgerin liegen und auch als solche dankbar erfahren werden. Kirchliche Gemeinden, für die Menschen „bewohnbar“, die im Glauben an Jesus Christus miteinander unterwegs sind und die Raum für das ehren- oder nebenamtliche Engagement in Projekten, Gruppen und pfarrreichen Aufgabenbereichen bieten, können ohne den sammelnden und geistlich inspirierenden Dienst einer professionellen Pastoral auf die Dauer wohl kaum auskommen. Aber die Menschen suchen nicht zuerst den agilen kirchlichen Funktionär, sondern den Seelsorger und die Seelsorgerin als Mitmenschen, die durch alle Qualifikationen hindurch eine Herzensbildung an den Tag legen im Zuhören, Mitgehen und Verstehen, im Aushalten von Belastungen und in der Bereitschaft zur Begegnung in guten und in bösen Tagen. Gerade wenn dies gelingt und sich im Seelsorgealltag schenkt, irritiert es die Menschen, wenn solchen Seelsorgern und Seelsorgerinnen kirchlicherseits nicht die ganze Kompetenz zugesprochen wird, deren sie für Gemeindeleitung und für die Vollzüge in Marturia, Leiturgia und Diakonia bedürfen. Damit ist schon die dritte Rollendimension angesprochen, nämlich die institutionellen Rahmenbedingungen, welche die Rollen strukturieren.

4. Kirchenordnung: ein zu eng gewordenes Gewand?

Dass sich das kirchliche Leben im Verlaufe der letzten Jahrzehnte auf so verschiedene pastorale und auf so viele ehrenamtliche Schultern verteilen würde, konnte von jenen, die noch in die vom Klerus allein betreute Kirchenheimat hi-

neingeboren worden sind, nicht erahnt werden. Dieser Generation sind ungeheure Veränderungen zugemutet worden, was viel Kraft und seelische Dynamik forderte. Aber nun zeigt sich, dass die ehemals gewohnten Strukturen und ehrwürdig gewordenen Ordnungen der Kirche den gewandelten Verhältnissen nicht mehr zu genügen vermögen. Gesellschaftliche Normen, die durchaus dem Geiste des Evangeliums entsprechen wie zum Beispiel Gleichberechtigung von Mann und Frau, Mitsprache beziehungsweise Partizipation, Menschenrechte und das Prinzip der katholischen Soziallehre von der Subsidiarität wollen nun innerhalb der Kirche anerkannt werden und zur Anwendung kommen. Eine zentralistische und patriarchal verfasste Kirche mit einer „barock-repräsentativen Öffentlichkeit“ (C. Schmitt) kommt damit nicht mehr zu Rande. Gesellschaftlich relevante Präsenz ist so schwerlich zu gestalten. Die Regeln moderner Organisationstheorien und Beratungen von McKinsey können nicht die Glaubwürdigkeit der Kirche garantieren. Für die Probleme der Kirchenordnung sensibilisieren können sie allemal.

Die Pfarreien und vor allem einzelne Bistümer oder gar Bischofskonferenzen haben sich der Berufsprofile, der Ausbildungsprogramme und der sogenannten Anstellungsbedingungen angenommen. Unter dem Druck des Priestermangels und der zum Teil prekären Finanznot spricht man von Kernkompetenzen und Prioritätssetzungen, relativiert man das bisherige Gemeinde-Leitbild und eine flächendeckende Versorgung der Kirchenmitglieder, erörtert lokale Glaubensnetzwerke mit

u. U. verheirateten „Leutepriestern“ und mit hauptamtlichen und zölibatären „BistumsPriestern“⁴ usw. Die Grundstruktur bleibt dem herkömmlichen, auf den Pfarrer zentrierten Kirchenbild verpflichtet.

Die Differenzierung entwickelte sich eher beim spezialisierten Personal und bei der räumlichen Planung (Pfarrverband, Seelsorgeregionen ...), aber nicht bei der Institution mit ihrer internen Scheidewand Klerus – Laien. Die Fragen der Einheitsdienste auf allen kirchlichen Ebenen müssten sich mit partizipatorischer Mitverantwortung verbinden. Die unverzichtbaren Dienste eines Papstes, des Bischofs und der Gemeindeleitung müssen keineswegs in einer zentralistischen Hierarchie aufgehoben sein.⁵ Hier kann es nicht um einen praktischen Vorschlag gehen, wie die Kirche auf lokaler Pfarrei-Ebene ihre wesentlichen Vollzüge gestaltet und überpfarreilich und regional in den jeweiligen gesellschaftlichen Situationen prophetisch-kritisch präsent ist. Aber diese Fragen und die damit gegebenen institutionellen Engpässe wären offen zu diskutieren. Und genau die heißen Eisen werden storniert. Bischofliche Schreiben der jüngsten Zeit wie zum Beispiel in der Schweiz versuchen das pastoral Gewachsene gegenüber den zu engen Vorgaben der Weltkirche zu verteidigen, ohne die Frage der verheirateten Priester oder der Ordination der Frauen nur als Problem anzudeuten. Im Jahr der Priesterberufungen ergeht man sich zum Teil mit christologischen Spekulationen über das Priesteramt, als ob es den historischen Jesus und die Ergebnisse der exegetischen Forschung nicht gegeben hätte. Eine Ekklesiologie wird in Teilen

⁴ Vgl. P. M. Zulehner, Kirche im Umbau, in: Herder Korrespondenz 58, 3/2004, 119–124.

⁵ Vgl. L. Karrer, Die Stunde der Laien. Von der Würde eines namenlosen Standes, Freiburg 1999.

vertreten, als ob man die ermutigenden Gehversuche und Probleme der empirischen Kirche nicht einmal kennen würde. Man betet um Berufungen, ohne zur Kenntnis zu nehmen, dass der Kirche zur Zeit so viele Berufungen geschenkt sind wie vielleicht selten zuvor. Es geht um das Verhältnis zur Wirklichkeit einer letztlich auf Gott vertrauenden Kirche. Vieles deutet auf Rückzüge hin und auf Versuche, die vorkonziliare klerikale Kirchenordnung zu retten.

Leider verhält sich die Theologie insgesamt zu passiv und dient der Kirche zu wenig prophetisch bei der Spurensuche für ihren künftigen Weg. Sie duckt sich über weite Strecken angesichts des Diskussions- und Entscheidungsbedarfs der Kirche in unseren Ländern⁶. – Es braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, welche geistigen und psychischen Belastungen solche Prozesse und Spannungsfelder für die unmittelbar in der Seelsorge Betroffenen bedeuten können. Vielfach bekunden diese große Freude und Dankbarkeit für das, was sie in der Kirche tun dürfen. Viele seelische Kräfte aber werden aufgebraucht durch die Vorgaben des Systems der empirischen Kirche.

Die Art und Weise, wie zum Beispiel in einigen Bistümern Deutschlands Sparmaßnahmen beschlossen worden sind, erinnert an einen Wirtschaftsbetrieb, dem die kalkulierbare Rentabilität verloren geht und der sich um eine Schrumpfpolitik zu bemühen scheint. „Wir müssen sparen, haben aber kein Konzept dafür...“, meinte kürzlich der Generalvikar eines betroffenen Bistums mit einer ebenso entwaffnenden wie auch verräterischen Offenheit. Wie die Kirche spart und wofür sie

dann doch Geld ausgibt, daran kann man erkennen, was ihr heilig ist und welche ihre primären Sorgen sind.

5. Von einer Pastoral des Erntens zu einer Pastoral des Säens

In solcher Situation braucht es ausdauernde Motivation und belastbare Solidarität, um solchen Vorgängen nicht auf den Leim zu gehen und der Kostbarkeit der Berufung im Einzelnen treu zu bleiben. Vielleicht befinden wir uns in einer Phase, in der es gilt, von den scheinbar reichen und selbstverständlichen Ernten und Erfolgen der volkskirchlichen Vergangenheit endgültig Abschied zu nehmen. Zu lernen ist eine Pastoral des Säens, die sich nicht in ideale Kirchenbilder verkrampt, sondern der Hoffnung im Vertrauen auf die Botschaft Jesu dient.

Weiterführende Literatur:

Den Blick für die Realitäten verbinden mit der theologischen Vision:

Otmar Fuchs u.a., Das Neue wächst. Radikale Veränderungen in der Kirche, München 1995.

Alois Schifferle (Hg.), Pfarrei in der Postmoderne? Gemeindebildung in nachchristlicher Zeit, Freiburg 1997.

Erich Garhammer, Dem Neuen trauen. Perspektiven künftiger Gemeindearbeit, Graz 1996.

Daraus gewinnen wir langen Atem. Der Erfolg, den wir unseren pastoralen Nah- und Fernzielen wünschen dürfen, hat uns allerdings keinen Treueeid geschworen. Gefragt ist dennoch unsere Treue dem seelsorglichen Anliegen und

⁶ Vgl. Hütet das Feuer. Die öffentliche Verantwortung der Theologie, in: Bulletin ET 15, 2/2004, 208–223.

der Sendung der Kirche gegenüber. Es sei in diesem Zusammenhang daran erinnert, dass wir Menschen mit unseren Fähigkeiten und Schwächen vom Gott Jesu erwartet und geliebt werden. Gott rechnet mit der vordergründigen und hintergründigen Wirklichkeit in uns – wie wir eben sind und uns erleben. Nur so, wie wir „geschaffen“ sind und unsere Freiheit wagen oder verspielen, kann uns Gott erwarten. Anders sind wir auch für ihn nicht „erhältlich“. So gesehen können nicht nur unsere Begabungen und Charismen, Fähigkeiten und Berufsfreuden, sondern auch unsere Ängste, Störungen, Neurosen und Verärgerungen „kirchenproduktiv“ sein. Sie erzeugen ja auch viele Sorten von Theologie. Aber im Geiste Jesu können solche Erfahrungen Einfallstore für Gottes Wirken und sein Ankommen heute sein.

Bei solcher Sachlage gilt wohl, selber zu gehen und selber Hand anzulegen, aber nicht allein zu gehen, sondern mit anderen

zusammen. Es zeigt sich dann, was gewagt oder verweigert oder ob wir uns geschont oder ausgesetzt haben. Es wird sich dann auch zeigen, ob die Wege, die wir glaubten verantwortlich gehen zu sollen, sich als die Wege Gottes mit uns bewährt haben. In unserer Zeit dürsten viele nach Freiheit und Gerechtigkeit und verspüren spirituellen Hunger. Es warten viele Menschen auf Seelsorger und Seelsorgerinnen, die mit ihnen gehen und dabei zum Segen werden (vgl. Gen 12,1ff).

Der Autor: Leo Karrer, geb. 1937, Professor für Pastoraltheologie an der Universität Fribourg; war Präsident der Europäischen Gesellschaft für Katholische Theologie. Publikationen u.a.: *Handbuch der Praktischen Gemeindearbeit*, Freiburg 1990; *Katholische Kirche Schweiz. Der schwierige Weg in die Zukunft*, Fribourg 1991; *Die Stunde der Laien. Von der Würde eines namenlosen Standes*, Freiburg 1999.